

XII.

Was jenseits der Mutter See geschah.

„Auf meine Seele fiel
 Ein graues Dunkel, meinem Blick versank
 Der Himmel wie die Erd' und alles Hoffen.“
 Hemans.

Im Tampu regte sich nichts und schon hatte José eine Weile geschlafen, als er sich leise von Fray Fernando angerufen meinte. Er fuhr rasch auf. „Fehlt Euch etwas, Patre?“ fragte er.

„Nein, aber wenn du nicht schläfst, möchte ich mit dir plaudern —“

„Chachau!“ (sehr gern) rief José fröhlich, warf die letzten Stücke Holz in das Feuer und setzte sich dazu. Es war eine kalte Nacht und sein Mantel diente dem Mönch als Lager —

Außer dem trüben Licht der verglühenden Holzkohlen war es ganz finster im Tampu. Wie die Mehrzahl der peruanischen Bauten war er fensterlos, und die Thür hielten sie geschlossen. Aus dem Dunkel klang Fray Fernandos Stimme etwas leiser, langsamer, zurückhaltender, als gewöhnlich.

„Ich möchte dir etwas von den Geschichten meiner Heimat erzählen,“ sprach er.

„Ich höre sie gern, Patre,“ erwiderte José.

„Diese aber nicht — sie ist todestraurig, noch mehr, so traurig wie das Leben.“

José verstand ihn. Er wußte, was das Leben eines Mitayos in den Fabriken und Minen auf sich hatte. Fernando fuhr im selben ruhigen Ton fort wie einer, der vorsichtige Tritte auf der Rinde eines Vulkanes wagt und an das darunter verborgene Feuer denkt: In jenem Land überm Meer, wo ich geboren wurde, liegt eine große schöne Stadt, Namens Sevilla. Es gibt darin herrliche Kirchen und stolze Marmorpaläste, die hell im Sonnenschein glänzen; duftende Orangenhaine und köstliche Gärten besäumen die Ufer des von allen geliebten Flusses, des unvergleichlichen Guadalquivir.“ Hier